

# „Le plus de verité possible“? Stephan Wackwitz' Romane und autobiographische Schriften im Kontext jüdisch-deutscher Geschichte(n)

*Friedmann Harzer*

Stephan Wackwitz, am 20. Januar 1952 in Stuttgart geboren und ausgebildet in den Evangelisch-theologischen Seminaren in Schöntal und Urach, ist ein literarischer Grenzgänger. Nach zwei *wissenschaftlichen* Publikationen über Friedrich Hölderlin hat er im *literarischen* Feld zunächst Essays veröffentlicht, früh im „Merkur“ und später auch in eigenen Essay-Sammlungen wie „Selbsterniedrigung durch Spazierengehen“ (2002), „Osterweiterung“ (2008) oder „Fifth Avenue“ (2010). Es folgten die beiden Romane „Walkers Gleichung“ (1996 bei Steidl) und „Die Wahrheit über Sancho Pansa“ (1999 bei Piper), bevor Wackwitz im Fischer-Verlag zwei autobiographische Texte vorgelegt hat, die ihn endgültig im Literaturbetrieb etablierten:<sup>1</sup> 2003 erschien „Ein unsichtbares Land“, in dem Wackwitz Erinnerungen an seinen Großvater Andreas und seinen Vater Gustav Wackwitz verarbeitet; 2005 kommt „Neue Menschen“ heraus, das vor allem von Wackwitz' Studienzeit in den 1970er Jahren handelt. Ich würde beide Texte, die im Untertitel den aus der Psychoanalyse stammenden Terminus „Familienroman“ bzw. den 1819 von Karl von Morgenstern eingeführten Gattungsnamen „Bildungsroman“ ironisch zitieren, als autobiographische „Großessays“ bezeichnen, die nicht nur mit verschiedenen Genres spielen, sondern auch eine Vielzahl philosophischer, theologischer, kulturgeschichtlicher und literarischer Modelle und Zitate zu einem offenen Text montieren und damit die Identität des erzählten und des erzählenden Ichs gleichsam kaleidoskopisch vielfältigen.

Für meine Untersuchung jüdischer Figuren und Themen bei Stephan Wackwitz greife ich vornehmlich auf drei der genannten Texte zurück: Im Roman „Die Wahrheit über Sancho Pansa“ rekonstruiert ein fiktiver jüdischer Ich-Erzähler seine Jugend in der Weimarer Republik und sein Leben nach der Emigration 1933. In den lebensgeschichtlichen Großessays „Ein unsichtbares Land“ und „Neue Menschen“ kommt der Erzähler dagegen mehrfach auf seine intellektuelle Prägung durch jüdische Denker wie Walter Benjamin zu sprechen; die Ortschaft Auschwitz spielt in „Ein unsichtbares Land“ eine noch zu klärende Rolle. Beim Lesen und Wiederlesen habe ich mich wiederholt gefragt: Warum organisiert Wackwitz sein Erzählen um jüdische Figuren und Themen herum, ohne diese Linien dann wirklich auszuzeichnen? Eine Antwort finde ich, am Ende meiner Überlegungen, in Kafkas Prosa-skizze „Die Wahrheit über Sancho Pansa“, der Wackwitz den Titel für seinen zwei-

---

1 Stephan Wackwitz erhielt 1996 den Förderpreis zum Heimito-von-Doderer-Literaturpreis und 2010 den Wilhelm-Müller-Preis des Landes Sachsen-Anhalt.

ten Roman entleiht. Ich entdecke in Kafkas Figurenkonstellation ein Modell für jene eigentümliche Dialektik, in der Wackwitz jüdische Spuren legt und wieder verwischt.

## 1. Die Wahrheit über Heinrich Katz

In „Die Wahrheit über Sancho Pansa“ berichtet ein Ich-Erzähler namens Heinrich Katz von seiner Kindheit und Jugend in der Weimarer Republik sowie von seiner Flucht, seinem Leben in England und seiner Rückkehr nach Deutschland. Heinrichs Vater ist jüdischer Herkunft, bereits seine Vorfahren sind allerdings, wie so viele jüdische Deutsche im 19. Jahrhundert, zum evangelischen Glauben konvertiert;<sup>2</sup> Heinrichs Mutter stammt aus England.

Im Text lassen sich zwei Erzählebenen unterscheiden. Auf der ersten erzählt und kommentiert der gut achtzigjährige Heinrich Katz, wie ihn einige Träume dazu bringen, sich wieder an ein traumatisches Jugenderlebnis zu erinnern, und wie er beginnt, seine Erinnerungen aufzuzeichnen. Diesen Erzählstrang, der mit Heinrichs Tod am 28. Dezember 1998 endet, durchkreuzen immer wieder Erinnerungen an Kindheit und Jugend in Deutschland, an das Studium, Familien- und Berufsleben in England und die Rückkehr nach Deutschland ca. 20 Jahre vor Heinrichs Tod. Von diesem Lebenslauf, der sich dem Leser nur allmählich und ohne chronologische Ordnung erschließt, werden folgende Stationen erkennbar: 1917 Geburt in einer deutschen Kleinstadt, Ausbruch und langsame Heilung einer religiösen Psychose Ende der Zwanziger Jahre, Ostern 1933 Emigration nach England,<sup>3</sup> Studium der Altphilologie, unbefriedigende Arbeit in einer Londoner Bank, Heirat, ein Sohn, Scheidung, späte Promotion in Altphilologie,<sup>4</sup> zweite Ehe, noch ein Sohn, Altgriechisch-Professur in London,<sup>5</sup> nach Pensionierung und erneuter Scheidung schließlich die Rückkehr nach Deutschland.<sup>6</sup>

Stephan Wackwitz hat Heinrich Katz mit deutlichen Strichen als *jüdische* Figur gezeichnet: So erinnert er sich, dass ihn seine Altersgenossen mit der Bezeichnung „Judenpimmel“<sup>7</sup> gemobbt hätten, und so erinnert er sich auch an bereits 1932 in seinem Internat „gelegentlich schon auftauchende antisemitische[-]“<sup>8</sup> Angriffe; überdies erfährt der Leser, Heinrichs Cousine Barbara habe nach Tel Aviv geheiratet.<sup>9</sup>

---

2 Vgl. WACKWITZ, Sancho Pansa, 9 und 25.

3 Vgl. ebd., 122f.

4 Vgl. ebd., 50.

5 Vgl. ebd., 12.

6 Vgl. ebd., 104.

7 Ebd., 88.

8 Ebd., 58.

9 Vgl. ebd., 117.

Sein Vater erscheint im Text als „Chef der Entwicklungsabteilung, das jüdische Vorstandsmitglied“. <sup>10</sup> Er ist überassimiliert und verkennt die Gefährlichkeit der Lage. <sup>11</sup> Das prekäre Judentum des Vaters – und damit auch Heinrichs eigenes Judentum – kommt in folgender Auseinandersetzung Heinrichs mit seinem Vater zur Sprache:

„[Ich sah] die gütige Vernunft meines Vaters zum ersten Mal fassungslos, als ich ihn während eines unserer abendlichen Streitgespräche nach dem Schach mit dem Gedanken konfrontierte, der mich am meisten quälte: daß ich verdammt sein könnte, weil er Jude war. Daß er nicht verstehen könne, was an mir geschehen mußte, weil er ja zu den von Jesus verfluchten Menschen gehöre, zu den Gebildeten, Klugen, zu den Unverwundbaren, Reichen, Hoffärtigen. Ich sehe seine Augen jetzt so deutlich vor mir wie an jenem Abend, als er mich ansah, nachdem es schließlich heraus war. Im verstörten Gesicht seines eigenen Sohns trat ihm entgegen, was ihn haßte und was er nicht verstand. [Ich] hatte nun erlebt, daß mein Unglück die Kraft besaß, auch den mir wichtigsten Erwachsenen bis zur Sprachlosigkeit zu kränken. Das Übel in mir hatte sich mit dem verbunden, das sich auf den Straßen, in den Parlamenten und Hinterzimmern des Landes ausbreitete.“ <sup>12</sup>

In dieser Konfrontation zwischen jüdisch-deutschem Vater und Sohn thematisiert der Roman jenen jüdischen Selbsthass und jüdischen Antisemitismus, wie er sich prominent etwa in Otto Weiningers Schrift „Geschlecht und Charakter“ von 1903 gezeigt hat. Die Entfremdung zwischen Vater und Sohn, die auch mit jener Heimsuchung Heinrichs zusammenhängt, auf die ich gleich zu sprechen komme, stellt der Roman hier in einen nicht weiter erklärten Zusammenhang mit dem Rassenwahn der Nationalsozialisten, den mit Heinrich, zumindest für den Moment dieses Vater-Sohn-Gesprächs, einer übernimmt, der doch *selber* ein Opfer eben dieses Wahnsinns zu werden droht. <sup>13</sup>

Auch in England wird Heinrich Katz in einer heiklen Situation als Jude wahrgenommen. Dem Präsidenten jener ungeliebten Bank, in der Katz seine ersten Berufsjahre verbringt, sind Heinrichs philologische und literarische Publikationen suspekt: „Was ich machte und war, galt als unmöglich. Als präventios. Als deutsch. Als jüdisch.“ <sup>14</sup>

Zentrum des Romans „Die Wahrheit über Sancho Pansa“, seine „unerhörte Begebenheit“, ist eine Heimsuchung des pubertierenden Heinrich: Heinrich quält sich unendlich mit der Wahnvorstellung, der oder doch ein Teufel habe ihn zur irreversiblen „Sünde wider den Heiligen Geist“ verführt. <sup>15</sup> Mit autoaggressiven Reinigungsritualen und Schlafentzug will sich Heinrich von dieser Geisteskrankheit selbst befreien. Sie zeigt sich in lästerlichen Gedanken und Formulierungen, die ihm umso hartnäckiger durch den Sinn gehen, je stärker er sie abzustellen versucht.

---

10 Ebd., 71.

11 Vgl. ebd., 69 und 102.

12 Ebd., 70.

13 Vgl. in diesem Zusammenhang auch ebd., 84f.

14 Ebd., 38.

15 Vgl. ebd., 24 und öfter.

Von dieser psychotischen Episode wird ihn am Ende nicht die Psychiatrie heilen, sondern, wie sich Katz kurz vor seinem Tod wieder erinnern kann, ein katholischer Priester. Dieser Pater Andreas löst Heinrichs Dilemma, wie ein guter Zenmeister, mit einem Paradoxon:

„Ich kann dir beweisen, dass du die Sünde wider den Heiligen Geist nicht begangen hast: Du kannst sie nicht begangen haben, weil du dir offensichtlich Sorgen darüber machst, daß du sie begangen haben könntest. Der Heilige Geist ist nichts als die Sehnsucht, Gott nahe zu sein. Solange du diese Sehnsucht hast, kannst du den Heiligen Geist beschimpfen, womit du willst. Es ist bedeutungslos, welche Lästerungen dir deine Denkwänge eingeben. Gott interessiert das nicht. Gerade daß sie dir einfallen, ist ein Beweis dafür, daß dir diese Sünde fernliegt. Es ist wie eine Schlinge, die endgültig erst in dem Moment aufgeht, wenn du sie zuziehst. Und doch ist sie keiner jener Scheinknoten, die man gar nicht richtig aufziehen kann, weil sie von Anfang an nicht wirklich geknüpft waren. Es ist eine wirkliche Schlinge. Sie zieht sich auch wirklich zu. Und zugleich geht sie auf. Ein Paradox. So funktionieren Gottes Botschaften, Heinrich. So funktioniert Gott. Ich weiß nicht, warum das so ist. Aber es ist so.“<sup>16</sup>

Mit dieser Analyse seines Problems „löst“ sich auch Heinrichs Wahn wieder „auf“, er hat das Gefühl, „dorthin zurückgekehrt zu sein“,<sup>17</sup> wo er hingehöre.

## 2. Die Wahrheit über Stephan Wackwitz

Ganz ähnlich wird auch der autobiographische Ich-Erzähler am Ende von „Neue Menschen“ die Erlösung des Studenten Stephan Wackwitz von einem Weltverbesserungswahn beschreiben, der ihn fast die gesamte Stuttgarter Studienzeit über im kommunistischen MSB Spartakus festgehalten hat.<sup>18</sup> Zwischen Heinrich Katz und jenem Stephan Wackwitz, der uns im „Familienroman“ und im „Bildungsroman“ als erzähltes Ich entgegentritt, gibt es deutliche Parallelen.

### 2.1. Parallelen zwischen Wackwitz und Katz

So berichtet der autobiographische Erzähler von „Neue Menschen“ – und man meint jetzt wieder und weiterhin die fiktive Erzählerstimme aus dem Roman zu hören –, wie er sich an eine dem Wahn des jungen Heinrich Katz zum Verwechseln ähnliche religiöse Besessenheit erinnert, die ihn ebenfalls im Alter von dreizehn Jahren gequält hat:

„Ich war damals bis zum ernsthaften seelischen Kranksein in meinen eigenen Reinheits-, Entmischungs- und Verdammungsängsten gefangen; Opfer eines beunruhigenden, mich fast ein Jahr lang beschäftigenden ekklesiogenen Schizo-Anfalls, mit dem ich die Hormonattacken aus meinem endokrinen System irgendwie mit

16 Ebd., 137f.

17 Ebd., 139; vgl. auch 94f.

18 Vgl. WACKWITZ, Neue Menschen, 261–270; dazu LINK, Überlegungen, 45–50.

den komplizierten Vorgaben meines Familienromans in eine (vorläufig eben noch pathologische) Balance brachte. [...] An jenem Sommerabend scheint meine Verzweiflung darin bestanden zu haben, dass ich mich vor den Höllenkonsequenzen irgendeiner verbalen Entgleisung fürchtete, die mir in der Hitze eines längst vergessenen Schulhofgefechts herausgerutscht sein mag („Heilandssack, du elender Saukrüppel, lass mer mei Ruh‘ oder etwas Ähnliches). Nun lag sie als hässlicher Verdammnisfleck auf meiner reinen Gnosisweste und könnte langfristig, wie ich damals stundenlang grübelnd erwägen zu müssen glaubte, den Gnadeneinzug ‚zu Jesum ‘nauf‘ in Frage stellen.

Das Dunkel meines Schlafzimmers. Der sorgfältig und konventionell gekleidete alte Mann auf der Bettkante. Sein weißes Haar, vielleicht das Glitzern einer Uhrkette auf seiner Weste. Der Geruch nach Zigarre und Rasierwasser. Er war das Bild einer Welt, die meine Ängste und Anstrengungen nicht brauchte, weil in ihr ohnehin alles in Ordnung war. Er mache sich keine Sorgen um seine Rückkehr in den reinen Ursprung, sagte der alte Lutheraner. Gott werde ihn schon aufnehmen, er betrachte sich als sein Kind, egal, was er in seinem Leben falsch gemacht haben möge. Und meine Flucherei neulich auf dem Schulhof sei vielleicht nicht schön, aber doch nicht so schlimm gewesen.<sup>19</sup>

Im Roman wie in der Autobiographie heißt derjenige, der den Dämon zwingt, welcher die beiden hochsensiblen Dreizehnjährigen plagt, „Andreas“, er raucht jeweils Zigarre und beide Male ist er ein Geistlicher, im Roman ein katholischer Priester, in der Lebensgeschichte ein protestantischer Pastor, Stephans Großvater nämlich. Und im Roman wie im so genannten richtigen Leben wenden sich die Väter mit einem Brief an einen Psychiater, in dem sie relativ minutiös vom „Aufopferungs- und Kasteiungs-,Fimmel“ ihrer Söhne erzählen.<sup>20</sup>

Warum aber verarbeitet Stephan Wackwitz diese für ihn offenbar zentrale Lebensepisode zwei Mal, zunächst mittels der Projektion des eigenen – wie er sagt, „ekklesiogenen“ – Kinderwahns auf die Figur eines jüdisch-deutschen Kindes und dann im Rahmen seiner Autobiographie, jetzt ohne historische Überhöhung und Rückprojektion in die schlimmsten Zeiten deutscher Geschichte?

Eine Antwort auf diese Frage finde ich im Kapitel „Die Toten“ aus „Ein unsichtbares Land“. Dort ist die Rede von Rudi Dutschke, der sich als Kind und Jugendlicher eine jüdische Herkunft und ein Fremd-Sein in der eigenen Familie und Nation zurecht phantasiert hat. Wackwitz fasst Gretchen Dutschkes Erinnerungen in seinem „Familienroman“ folgendermaßen zusammen:

„Rudi Dutschkes Frau hat in ihren Erinnerungen beiläufig auf einen seltsamen und gespenstischen Umstand aufmerksam gemacht, den Rudi Dutschke schon früh und sein ganzes Leben hindurch dann immer weiter dazu benutzt zu haben scheint, diesen Familienroman auszuarbeiten (einen Roman, in dem dann eine Zeit lang meine ganze Generation mitgespielt hat). ‚Wie viele andere, die nicht ganz verdrängen konnten‘, schreibt sie, ‚hatte Rudi Schwierigkeiten mit seiner Identität als Deutscher. Manchmal resignierte er und glaubte, das Nachdenken über die Nazizeit

19 WACKWITZ, Neue Menschen, 85f.

20 Ebd., 215.

aufgeben zu müssen. Die Schande war unermesslich groß. Um sich davon distanzieren zu können, bildete er sich ein, daß er ein Jude sei, den die Dutschkes bei sich versteckt hätten. Diese Einbildung stützte er auf die Tatsache, daß er beschnitten war.“<sup>21</sup>

Der Schriftsteller Wackwitz hat sich in seinem zweiten Roman zunächst als jüdischen Jungen phantasiert, wie dies, ohne vergleichbare literarische Spuren zu hinterlassen, offenkundig auch Dutschke tat – ein etwas gefährliches Spiel mit der eigenen vermeintlich jüdischen Herkunft, das häufiger vorkommt. Man denke an Edgar Hilsenraths 1971 zuerst in New York erschienenen Roman „Der Nazi & der Friseur“ oder an den Literaturskandal um die „Bruchstücke. Aus einer Kindheit 1939–1948“ von Binjamin Wilkomirski alias Benno Dösseker. Allerdings handelt es sich bei Hilsenraths Protagonisten um die satirisch verzeichnete fiktive Figur des SS-Mörders Max Schulz, der nach dem Krieg die Identität seines jüdischen Freundes Itzig Finkelstein annimmt und in Palästina ein vollkommenes, zweites jüdisches Leben beginnt, während bei Dösseker schwer zu entscheiden ist, warum er sein reales Kinderleid auf die Biographie eines überlebenden jüdischen Kindes projiziert und damit zunächst großen Erfolg im „Shoah-Business“ erzielt hat.<sup>22</sup>

Im Fall von Stephan Wackwitz erlaubt der Genre-Wechsel vom Roman zur Autobiographie einen Blick in die Schreibwerkstatt. Er nimmt seine in die Fiktion verlagerte Selbstvergewisserung ja wieder zurück, und zwar in eben dem Text, in dem er auch bekennt, wie er sich von seinen linksradikalen Wahnvorstellungen gelöst hat – und damit nicht zuletzt auch von Rudi Dutschke und dessen Bewegung. In Wackwitz' Schreiben, das immer ein essayistisches Schreiben bleibt, findet eine Entwicklung statt, nicht unbedingt vom Fingierten zum Authentischen, so naiv ist der an Richard Rorty geschulte Autor nicht,<sup>23</sup> aber doch eine Entwicklung von der verdeckten zur offenen Re-Konstruktion des eigenen Lebens-Essays.

## 2.2. Poetik des Essays

Die Romanfigur Heinrich Katz kommt, wo sie von ihrem Buch über Plotin erzählt, auch auf dessen Schüler Origines zu sprechen:

„Origines hat seiner Leserschaft Zentralpunkte aus den Lehren seines Seelenführers [Plotin, FH] in dem seinerseits verschollenen Traktat ‚Über die Dämonen‘ verraten und in einem anderen, von dem wir ebenfalls nur den Titel kennen – einen Titel freilich, den ich immer besonders geliebt habe; er wiegt in seiner poetischen Rätselhaftigkeit ganze Bibliotheken von Sekundärliteratur auf: ‚Der König allein ist Dichter‘ heißt dieses Werk des Origines.“<sup>24</sup>

21 WACKWITZ, Ein unsichtbares Land, 257f.

22 Vgl. zu Wilkomirski den glänzenden Aufsatz von BANNASCH, F für Fälschung, K für Kitsch oder L für Literatur? – In die Reihe solchermaßen literarischer Konstruktionen von jüdischer Identität gehört auch der 2011 mit dem Booker Prize bedachte Roman „Die Finkler-Frage“ von Howard Jacobson.

23 Vgl. LINK, Überlegungen, 38–50.

24 WACKWITZ, Sancho Pansa, 31; vgl. auch 63 und 136.

Was genau könnte Heinrich Katz an dem Titel „Der König allein ist Dichter“ so geliebt haben? In dieser faszinierenden Formulierung, die an den Topos vom *poeta alter deus*, vom Dichter als zweitem Schöpfer, erinnert<sup>25</sup>, klingen zwei für Stephan Wackwitz wichtige Themen an: Die Poetik des Essays und, eng damit zusammenhängend, eine konstruktivistische Vorstellung von Erinnerung.<sup>26</sup> Wiederum findet ein Leser, der auch spätere Texte von Wackwitz kennt, bereits in „Die Wahrheit über Sancho Pansa“ diese beiden Aspekte verdichtet. Denn dort erweist sich der alte Katz als begeisterter Essayist beim Schreiben seiner Lebensgeschichte. Man sieht ihn mehrfach in seiner Bibliothek zwischen aufgeschlagenen Bänden sitzen, die er, über lange Zeiträume hinweg, miteinander ins Gespräch bringt. Heinrich Katz verfasst seine autobiographischen Erinnerungen, wie das wahrscheinlich auch sein Alter Ego Stephan Wackwitz machen würde, in einer essayistisch-bildungssatten Manier. Er macht Umwege, Pausen, Ausflüge in scheinbar abgelegene Gefilde. Thema-Verfehlung ist gewissermaßen das Prinzip solcher Texte, selbstredend scheinbare Thema-Verfehlung: „[E]inen Umweg zu nehmen über den majestätisch dahinziehenden Strom der Prosa des großen Historikers [Gibbon] verschafft mir offenbar auch jetzt den Abstand, den ich brauche. Meine Abschweifungen lassen mich Atem schöpfen.“<sup>27</sup>

Ein solchermaßen kreativer Umgang mit der Tradition erlaubt es, man möchte fast sagen: erschreckend lange historische Linien in der eigenen Biographie zusammenlaufen zu lassen. In der Fiktion von Heinrich Katz finden solche „wiederholten Spiegelungen“ zwischen dem Neuplatonismus, der Prädestinationslehre, der an Jesu Heilung des Besessenen (Mt. 12, 22–32) anknüpfenden Thematik des Teuflischen und Bösen und dem aufkeimenden Nationalsozialismus statt. In „Ein unsichtbares Land“ spielt sich Wackwitz' „Familienroman“ an Orten ab, die für deutsche Geschichte schicksalhaft waren: In dem Dorf Anhalt bei Auschwitz, wo vor Stephans Großvater Andreas schon Friedrich Schleiermacher gelebt hatte, im heutigen Namibia und in Luckenwalde, wo Rudi Dutschke aufgewachsen ist. Diese Topographie erlaubt es dem Erzähler zugleich, deutsche Romantik, Hermeneutik, Kolonialismus und 68er-Bewegung mit dem Leben des erzählten Ichs zu verknüpfen; dieses wäre damit *doppelt* geprägt, genealogisch und kulturhistorisch. In „Neue Menschen“ schließlich, das hat Matthias Link gerade rekonstruiert, stellt Wackwitz – unter anderem – seinen religiösen Wahn als Jugendlicher und sein späteres Engagement für den MSB Spartakus in die Tradition gnostischer Weltentwürfe von der Spätantike über den Pietismus, dem er im Evangelisch-theologischen Seminar noch begegnet ist, bis hin zum Terrorismus des deutschen Herbstes von 1977.<sup>28</sup>

Solche Überblendungstechnik, solches Kurzschließen von Historie und Gegenwart, von Individuellem und Allgemeinem, auf das ich am Beispiel der „Geister von Auschwitz“ noch genauer eingehe, ist typisch für jene Poetik des Essays, wie sie

25 Vgl. zu den Ursprüngen dieses „Genie-Gedankens“ SCHMIDT, Geschichte des Genie-Gedankens, 1–60.

26 Vgl. dazu hervorragend LINK, Überlegungen, 7–27.

27 WACKWITZ, Sancho Pansa, 29.

28 Vgl. LINK, Überlegungen, 21–27.

Adorno in seinen „Minima Moralia“ von 1953 umgesetzt hat, darin selber auf Wackwitz' vielleicht einflussreichsten intellektuellen Hausheiligen zurückgreifend, auf Walter Benjamin.<sup>29</sup> Die Faszination und Prägung durch diesen deutsch-jüdischen Philosophen betont Stephan Wackwitz mehrfach, in „Neue Menschen“ mit Blick auf Benjamins Dissertation, in einem am 24. September 2010 in der „Welt“ erschienenen Artikel mit Blick auf Benjamins Essay-Sammlung „Einbahnstraße“:

„Eines Tages lag auf dem Marmortischchen eines Ulmer Cafés neben einer Tasse Kaffee ein rotweißes Bändchen aus der ‚Bibliothek Suhrkamp‘. Walter Benjamins ‚Einbahnstraße‘. Mit diesem Buch ging es mir in den nun folgenden Monaten und Jahren so, wie seinem Verfasser in den zwanziger Jahren, der damals schrieb, er könne Aragons ‚Paysan de Paris‘ nur seitenweise lesen, weil er davon derartiges Herzklopfen bekäme, dass er dann nächtelang wachliege.

Als ich Benjamins ‚Einbahnstraße‘ nach dem ersten Durchblättern wieder auf die Marmorplatte des Ulmer Cafés zurücklegte (ich wartete auf den Vorortzug in meine Heimatstadt Blaubeuren), wusste ich, dass die Langeweile für immer vorbei war. Nicht weil ich von nun an immer dieses Buch lesen würde, von dem mir meine Münchner Professoren nicht zu sagen gewusst hätten, ob es Poesie oder Prosa war, Theorie oder Fiktion, Tagebuch oder Abhandlung. Wie gesagt, ich konnte eh immer nur einen oder zwei Abschnitte davon auf einmal verdauen. Sondern es war etwas für mein Leben Einschneidendes passiert, weil es ab jetzt und für immer in der Welt der Bücher etwas gab, das ich so grenzenlos bewunderte, wie ich als Kind die Spielzeuge mancher Kameraden bewundert hatte oder wie ich jetzt die glamourösen älteren Studentinnen im Germanistischen Seminar in der Schellingstraße bewunderte.“<sup>30</sup>

Aus Wackwitz' postmoderner Essayistik über Genregrenzen hinweg, die sich übrigens, neben Benjamin und Adorno, auch an W. G. Sebalds gelehrter Schreibtechnik orientiert und von dort die mehrdeutige Montage von Fotografien übernimmt,<sup>31</sup> folgt notwendig, dass die Rekonstruktion der eigenen Familiengeschichte(n) immer auch eine Konstruktion ist, Wahrheit als Dichtung, Leben als Versuchsanordnung – „Der König [dieser Texte] ist [ebenfalls] Dichter.“<sup>32</sup>

Das Medium solchermaßen weitausgreifender Selbsterforschungen und Zeitreisen sind Gespenster oder, wie Wackwitz gleich das allererste Kapitel seines ersten autobiographischen Versuchs überschreibt, „Geister“; nicht umsonst sind Gespenstergeschichten für den fiktiven Heinrich Katz und für Stephan Wackwitz von früh an wichtig gewesen.<sup>33</sup> Silke Horstkotte greift in diesem Zusammenhang auf die Bedeutung „Erscheinung, Gespenst“ des lateinischen Substantivs „spectrum“ zurück

29 Vgl. ADORNO, *Minima Moralia*, 7–11.

30 WACKWITZ, *Rettet ihn vor seinen Fans!*, zitiert nach der Online-Ausgabe der „Welt“.

31 Vgl. HORSTKOTTE, *Die Geister*, 278.

32 Diese Erkenntnis wird im Roman *Heinrich Katz* ebenfalls zugeschrieben; vgl. WACKWITZ, *Sancho Pansa*, 7, 13f.

33 Vgl. WACKWITZ, *Ein unsichtbares Land*, 7–11; WACKWITZ, *Sancho Pansa*, 21.

und spricht entsprechend von einer „nachträglichen spektralen Anreicherung der Familiengeschichte“.<sup>34</sup>

### 2.3. Die Geister von Auschwitz

Wenige Kilometer von Auschwitz entfernt liegt das kleine Dorf Anhalt. Dorthin wurde Stephan Wackwitz' Großvater Andreas als junger Pfarrvikar versetzt, dort lebte er mit seiner Frau und den drei Kindern von 1921–1933, dort ist Stephans Vater Gustav 1921 auf die Welt gekommen. Stephan Wackwitz selbst reiste während seiner Zeit als Leiter des Krakauer Goethe-Instituts nach Anhalt, auf den Spuren seiner Familiengeschichte. Diese Recherche bildet denn auch den Ausgangspunkt für den Text seines ersten Familienromans „Ein unsichtbares Land“, der, in der Tradition des Schauerromans, so beginnt:

„Im neunzehnten und noch bis weit ins zwanzigste Jahrhundert hinein hat es in der Gegend um die alte galizische Residenzstadt Auschwitz viel gespukt. Es ist, als ob alle Dämonen, die in jenem abgelegenen Winkel des ehemaligen k.u.k. Reiches ihre historische Chance erhalten sollten, sich seit dem Ausgang des Mittelalters in den Bäumen, Teichen, Dörfern und Pfarrhäusern des Herzogtums und der umliegenden Herrschaften bereitgehalten hätten. Polen, Deutsche und Juden haben jahrhundertlang von überall her ihre Geschichten und Gespenster in das moorige, birkenbewachsene Hügelland am Oberlauf der Weichsel mitgebracht und das Gruseln vor Doppelgängern, umgehenden Gestorbenen und Poltergeistern war noch zwischen den Weltkriegen so lebendig und alltäglich in der österreichisch-preußisch-polnischen Provinz wie die Sagenerinnerungen an die Mongoleninvasion und an die Schwedengreuel im siebzehnten Jahrhundert.“<sup>35</sup>

Damit ist das bei Wackwitz zentrale Gespenster-Motiv angeschlagen. Als Geister erscheinen zu Beginn seines Buches indessen weniger die in Auschwitz und Birkenau von den Nazis Ermordeten als vielmehr Gestalten, deren Sagen *Andreas* Wackwitz in den Zwanziger Jahren für eine Sammlung aufgezeichnet hat. Am Ende des kurzen Anfangskapitels „Geister“ kommt der Spuk im Pfarrhaus der eigenen Familie in den Blick. Zwar erinnert sich der Hausmeister der Evangelischen Kirche in Anhalt, der Wackwitz 2001 herumführt, „[e]s habe in seiner Kindheit überall hier manchmal fast unerträglich nach verbrannten Haaren gestunken“ und er habe dann gedacht, „dass da wern Menschen verbrannt“,<sup>36</sup> doch dieser in und für Auschwitz *eigentlich* gespenstische Sachverhalt verschwindet in Wackwitz Erinnerung zwischen alten Geistergeschichten der Beskiden-Deutschen und der eigenen Familiengeschichte; von einem Besuch der Gedenkstätten in Auschwitz weiß der Text nichts: „Auschwitz fungiert als leeres Zentrum in der Gedächtnislandschaft, die der Erzähler zu rekonstruieren sucht.“<sup>37</sup> Die Shoah, der zentrale Fluchtpunkt jüdischer Identität

34 HORSTKOTTE, *Die Gespenster*, 290.

35 WACKWITZ, *Ein unsichtbares Land*, 7.

36 Ebd., 9f.

37 HORSTKOTTE, *Die Gespenster*, 287. – Folgende Passage in WACKWITZ, *Ein unsichtbares Land*, 138, verstärkt diesen Eindruck noch: „Auschwitz‘ ist heute für alle Menschen überall

nach 1945, kommt in Wackwitz' Familienroman nur kurz in den Blick – um dann auch gleich schon wieder zu verschwinden.

### 3. „Der eingebildete Jude“

Im Roman „Die Wahrheit über Sancho Pansa“ erinnert sich ein fingierter jüdischer Intellektueller kurz vor seinem Tod an sein Leben, das von der nationalsozialistischen Verfolgung entscheidend geprägt wurde. Im Vergleich mit den autobiographischen Texten „Ein unsichtbares Land“ und „Neue Menschen“ fällt auf, dass die Kindheitserinnerungen der fiktiven jüdischen Gestalt, in denen die Zeit nach 1933 merkwürdig unterbelichtet erscheint, deutliche Ähnlichkeiten mit den Erinnerungen ihres Autors Stephan Wackwitz aufweisen: Jeweils geht es um religiöse Zwangsvorstellungen und deren geistliche Heilung. Das Prinzip einer solchen literarischen Selbst-Stilisierung zum jüdischen, verfolgten Intellektuellen findet man mit Wackwitz' Hilfe bei Rudi Dutschke wieder; für Wackwitz wird es mit dem Wechsel vom fiktionalen zum lebensgeschichtlichen Schreiben offensichtlich entbehrlich. Bei der Lektüre der beiden autobiographischen Großessays schließlich tritt erstens Wackwitz' Inspiration durch den jüdischen Denker Walter Benjamin zu Tage, von dem zwei entscheidende Bildungsimpulse ausgehen. Zweitens nimmt die rekonstruierte deutsche Familiengeschichte ihren Ausgang in Auschwitz. Diese Spur, die am Rande der Vernichtungslager endet, verlieren Erzähler wie Leser des Lebensromans von Wackwitz wieder aus dem Blick. Dort ist man weniger an die „wahren Geister“<sup>38</sup> von Auschwitz erinnert, als dem Prinzip „spektraler Erinnerung“ gehorchend, vor allem an die Geister einer dann doch sehr individuellen Familienstory.

Kokettiert Stephan Wackwitz also mit jüdischen Figuren, Traditionen – und vielleicht auch Traumata – in seinen Texten? Zur Beantwortung dieser Frage sei abschließend ein Blick auf jene Prosaskizze Kafkas geworfen, die den Ausgangspunkt für Wackwitz' zweiten Roman bildet.

Die Abwehr teuflischer Heimsuchungen wird in „Die Wahrheit über Sancho Pansa“ mehrfach variiert. Heinrich Katz leuchtet die Geschichte seiner Versuchung aus, indem er auf Jesu', wie die Pharisäer das nannten, „Austreibung des Teufels mit dem Beelzebub“ zu sprechen kommt, auf zwei spätantike römische Gegenkaiser oder auch auf die Pansgestalt, die bekanntlich ein Vorbild für christliche Teufelsbilder

---

auf der Welt das Wort für eine historische Antimaterie, die im zwanzigsten Jahrhundert zum ersten Mal erschienen und auf die Menschen losgelassen worden ist. Der Name dieses österreichischen Landstädtchens bezeichnet uns ein schwarzes Loch in der Historie der modernen Welt, in das alles hineinstürzt, was in seine Nähe kommt, und dessen Ränder als drohende Horizont alles umgeben, was man von nun an über das letzte Jahrhundert und über die Geschichte überhaupt wird sagen können. Aber das war nicht immer so und es ist erst in den letzten Jahrzehnten so geworden.“

38 Ebd., 297.

abgegeben hat.<sup>39</sup> Schon Heinrichs *Name* verweist auf den „Faust“ – und damit indirekt auch auf die Heimsuchungen Hiobs und den Teufelspakt. Anders als Faust oder Hiob gelingt es Kafkas Sancho Pansa allerdings,<sup>40</sup> seinen Teufel mit Büchern von sich abzulenken:

„Sancho Pansa, der sich dessen übrigens nie gerühmt hat, gelang es im Laufe der Jahre, durch Beistellung einer Menge Ritter- und Räuberromane in den Abend- und Nachtstunden seinen Teufel, dem er später den Namen Don Quixote gab, derart von sich abzulenken, daß dieser dann haltlos die verrücktesten Taten ausführte, die aber mangels eines vorbestimmten Gegenstandes, der eben Sancho Pansa hätte sein sollen, niemandem schadeten. Sancho Pansa, ein freier Mann, folgte gleichmütig, vielleicht aus einem gewissen Verantwortlichkeitsgefühl, dem Don Quixote auf seinen Zügen und hatte davon eine große und nützliche Unterhaltung bis an sein Ende.“<sup>41</sup>

Cervantes' Romanfigur Sancho Pansa kehrt, in einer für Kafka typischen Inversion, das Verhältnis von Verfolger und Verfolgtem um, von Täter und Opfer, von der Freiheit (zu quälen) und der Notwendigkeit (sich zu fügen). Sancho Pansa lenkt seinen Teufel, den er absurderweise Don Quixote nennt, mit Texten von sich ab und verführt ihn, den Spieß gleichsam umdrehend, dazu, wider seine eigentliche Bestimmung Unsinn zu treiben.

Ein Ablenkungsmanöver, das *in* der Literatur von literarischen *Figuren* mit den *Mitteln* der Literatur vollbracht wird. Kafkas Version kreuzt den ersten modernen europäischen Roman mit jenem Motivstrang satanischer Verführung, der sich vom Alten Testament bis zu Heinrich Katz und seinem Schöpfer Stephan Wackwitz verfolgen lässt. Und dabei spricht Kafkas Erzähler, dessen Autor in einem berühmten „Literatur-Brief“ an Max Brod vom 5. Juli 1922 die Dichtung einmal als „Teufelsdienst“<sup>42</sup> bezeichnet hat, eben dieser eine überlebensnotwendige Funktion zu.

Stephan Wackwitz verfährt, das wäre meine These, in seinem „Sancho Pansa“-Roman und in den beiden autobiographischen Großessays ebenso wie Kafkas Sancho: Seine Figur Heinrich Katz und der Erzähler der Lebensgeschichten lenken jeweils mit literarischen Mitteln, genauer: mit den Mitteln essayistischen Denkens, Schreibens und Zitierens, das Teuflische, das seit einem Dreivierteljahrhundert auf den Namen ‚Auschwitz‘ hört, von sich bzw. der eigenen Familiengeschichte ab, eine

39 Vgl. Mt. 12, 22–32 und WACKWITZ, Sancho Pansa, 52f. und 134f. bzw. 62 bzw. 125. Auf S. 53 wird auch der Wahnsinn der in Nürnberg angeklagten Nazis als eine Form teuflischer Besessenheit dargestellt: „Die Motive dieser Individuen waren nicht zu verstehen. Sie hatten keine. Ich hatte nicht einmal das Gefühl, die Menschen, die da dieser haarsträubenden Taten überführt wurden und nun pathetisch verzückt oder innerlich reglos daherredeten, seien sinnvoller-und berechtigterweise zu bestrafen. Ich sehnte mich danach, dass jemand kommen würde, der das aus ihnen Handelnde und Redende dahin zurückverweisen könnte, von wo es gekommen und in diese entsetzlichen Lebensläufe gefahren war.“

40 Vgl. WACKWITZ, Sancho Pansa, 6, und auch die Herausgeberfiktion ebd., 141.

41 Zit. nach WACKWITZ, Sancho Pansa, 6; den getreuen Wortlaut des Textes in Kafkas „Oktafheft G“ in KAFKA, Bau der chinesischen Mauer, 167. Hinweise auf Kafkas eigene Ablenkung durch Literatur vom richtigen Leben bei WACKWITZ, Sancho Pansa, 22 und 59.

42 Vgl. KAFKA, Briefe, 384.

Ablenkung im Stil einer historisch versierten und dabei zugleich verspielten, kurz: einer postmodernen Literatur.

Dieses Verfahren ist problematisch, denn in Auschwitz gab (und gibt) es ganz andere Geister und Gespenster als diejenigen, die durch die Sagen der Belkiden-Deutschen, durch das Anhaltiner Pfarrhaus oder durch das Archiv der Familie Wackwitz spuken. Die Auschwitz-Überlebende Ruth Klüger nennt die Gedenkstätte Auschwitz-Birkenau nicht ohne Grund einmal ein „Gespenstergelände“.<sup>43</sup> Bernard Glassman, ein amerikanischer Zenmeister, dessen Familie selber von der Shoah betroffen ist, hat seit 1996 mehrfach in Auschwitz Gedächtnisexerzitionen geleitet. Seine Frau, die ihn beim ersten Mal begleitet hat, hielt es auf dem Gespenstergelände von Birkenau nicht lange aus:

„In der ersten Nacht hatte sie nicht schlafen können, weil sie die rastlosen Geister im Lager gespürt hatte, die Seelen, die keine Ruhe gefunden hatten. Sie war die ganze Nacht über wach gewesen und hatte in ihrem Bett zum Wohle dieser Seelen meditiert. Als der Morgen kam, war sie am Ende ihrer Kräfte, und beim Anschauen des Dokumentarfilms mit den Bildern von verhungerten Kindern und von Gruben voller Leichen brach sie in hemmungsloses Schluchzen aus. Nach dem Ende des Films wurde sie bewusstlos.“<sup>44</sup>

Von dieser wahrhaft gespenstischen Gegenwart der Vergangenheit des nationalsozialistischen Vernichtungswahns ist in Wackwitz' Erinnerungen erstaunlich wenig zu spüren, wiewohl sie doch ihren topographischen Anfang bei Auschwitz nehmen. Stattdessen dienen eine fiktive jüdische Identität in „Die Wahrheit über Sancho Pansa“, die Würdigung jüdischer Vordenker und Vorbilder in „Neue Menschen“ und schließlich das gespenstische Thema „Auschwitz“ in „Ein unsichtbares Land“ eher als narrative Katalysatoren einer am Ende recht individualistischen Selbstvergewisserung, die sich, mit einigen Tigersprüngen durch die alteuropäische Überlieferung, vor allem entlang der eigenen Genealogie und Identitätssuche bewegt.

Es macht nun einen entscheidenden Unterschied, wer, mit Alain Finkielkraut zu sprechen, sich einen Juden oder eine jüdische Identität „einbildet“. Finkielkraut, Jahrgang 1949, stammt aus einer Familie polnischer Juden, die zum größten Teil der Shoah zum Opfer gefallen ist. Wackwitz, Jahrgang 1952, ist Nachkomme einer deutschprotestantischen Pastorenfamilie. Beider intellektuelle Biographie beginnt im Mai 1968 – und doch: Welche Differenzen, wenn es um das Fingieren jüdischer Geschichte(n) geht! Während Wackwitz' literarisches Spiel mit jüdischen Identitätsmustern äußerlich bleibt, reagieren Juden aus Finkielkrauts Generation der nach Auschwitz Geborenen auf die Traumatisierung und Sprachlosigkeit ihrer Eltern und auf eine damit einhergehende Identitätsdiffusion mit einer eigenwilligen Fiktionalisierungsstrategie, die Finkielkraut in „Le roman de l'étoile jaune“, dem ersten Teil seiner Studie über „Le juif imaginaire“, nicht ohne Selbstironie folgendermaßen beschreibt:

„Insignifiante, ma vie? La banalité de mes gestes n'était qu'un trompe-l'œil : élève casanier et docile, j'étais intérieurement un nomade, un Juif errant ; petit-

43 KLÜGER, weiter leben, 71.

44 GLASSMAN, Zeugnis ablegen, 25.

bourgeois froussard, je me préparais en rêve à reprendre par la violence à la fureur des pogromes. Dans ma sédentarité, il m'était donné de lire en surimpression la réalité plus profonde de l'exil ; sous la normalité des temps agréables, j'entendais à tout instant le grondement de l'apocalypse. Bref, j'étais peinard, sans doute, mais j'avais un remède contre l'angoisse qu'engendre l'excès de sécurité : j'étais juif. Le calvaire passé de mon peuple donnait à ma vie présente un prestige et une beauté que j'aurais été bien incapable de trouver dans son déroulement. J'allais chercher dans mes origines les fastes que me refusait la trame sans accroc d'une existence studieuse et sage.<sup>45</sup>

Finkielkraut würde sich ebenso wie Wackwitz gegen eine essentialistische Identitätskonstruktion verwahren. Ihr jeweils „eingebildetes Judentum“ verdankt sich indessen zwei grundverschieden motivierten, narzisstischen Suchbewegungen: Bei Finkielkraut entspringt die adoleszente Imagination verschiedener jüdischer Identitäten aus der Geschichte der vergeblichen Vergewisserung seines anwesend-abwesenden, jüdischen Ursprungs. Deren Dilemmata zu durchschauen führt ihn nicht zur Geschichtsvergessenheit, im Gegenteil: Am Ende heißt es in „Le juif imaginaire“:

„Une tâche m'incombait, où le lyrisme du réprouvé n'avait aucune part : hystérique, j'avais été juif pour qu'on me regarde ; j'apprenais maintenant la fidélité et je me fabriquais – imparfaitement – une mémoire pour détenir et pour transmettre *le plus de vérité possible* sur les êtres que désignait à mon affection le vocable de judaïsme.“<sup>46</sup>

Bei Wackwitz ist die Imagination jüdischer Identitäten und deren gescheite Reflexion indessen vor allem ein literarischer Kniff, vielleicht auch ein später Reflex linksintellektueller Überidentifikation mit dem Judentum. Ob es dem Erzähler dabei ebenfalls um eine „(unzulängliche) Erinnerung“ ans Judentum und um „soviel Wahrheit wie möglich“ über die jüdisch-deutsche Geschichte zu tun ist, mag man bezweifeln.<sup>47</sup>

## Literatur

ADORNO, THEODOR W.: *Minima Moralia*. Reflexionen aus dem beschädigten Leben, Frankfurt am Main 1951.

BANNASCH, BETTINA: „F für Fälschung, K für Kitsch oder L für Literatur? Zu Benjamin Wilkomirskis ‚autobiographischem‘ Roman *Bruchstücke*“, in: MANUELA GÜNTER (Hrsg.), *über leben schreiben. Zur Autobiographik der Shoah*, Würzburg 2002, 179–200.

FINKIELKRAUT, ALAIN: *Le Juif imaginaire*, Paris 1980.

–: *Der eingebildete Jude*. Aus dem Französischen von Hainer Kober, Frankfurt am Main 1984.

45 FINKIELKRAUT, *Le juif imaginaire*, 14.

46 Ebd., 216.

47 Die Übersetzungen nach FINKIELKRAUT, *Der eingebildete Jude*, 174.

- GANZFRIED, DANIEL (Hrsg.): ... alias Wilkomirski. Die Holocaust-Travestie. Enthüllung und Dokumentation eines literarischen Skandals, Berlin 2002.
- GLASSMANN, BERNARD: Zeugnis ablegen. Buddhismus als engagiertes Leben (New York 1998), Zürich 2001.
- HILSENATH, EDGAR: Der Nazi & der Friseur. Roman (Köln 1977), München 2004.
- HORSTKOTTE, SILKE: „Die Geister von Auschwitz: Fotografie und spektrale Erinnerung in Stephan Wackwitz' *Ein unsichtbares Land* und *Neue Menschen*“, in: ARNE DE WINDE/ANKE GILLEIR (Hrsg.), Literatur im Krebsgang. Totenbeschwörung und Memoria in der deutschsprachigen Literatur nach 1989, Amsterdam/New York 2008, 273–297.
- JACOBSON, HOWARD: „Die Finkler-Frage“. Roman. Aus dem Englischen von Bernhard Robben (London/Berlin/New York 2011), München 2011.
- KAFKA, FRANZ: Beim Bau der chinesischen Mauer und andere Schriften aus dem Nachlaß in der Fassung der Handschrift, hrsg. von Hans-Gerd Koch, Frankfurt am Main 1994.
- : Briefe 1902–1924, hrsg. von Max Brod, Frankfurt am Main 1958.
- KLÜGER, RUTH: weiterleben. Eine Jugend (Göttingen 1992), München 1995.
- LINK, MATTHIAS: Überlegungen zu Stephan Wackwitz' Autobiographie „Neue Menschen“. Zulassungsarbeit, Manuskript Augsburg 2011.
- SCHMIDT, JOCHEN: Die Geschichte des Genie-Gedankens in der deutschen Literatur, Philosophie und Politik 1750–1945, Bd. 1, Darmstadt 1985.
- WACKWITZ, STEPHAN: Die Wahrheit über Sancho Pansa. Roman, Stuttgart 1999.
- : Ein unsichtbares Land. Familienroman. Frankfurt/Main 2003.
- : Neue Menschen. Bildungsroman. Frankfurt/Main 2005.
- : „Rettet ihn vor seinen Fans!“, in: [www.welt.de/die-welt/kultur/article9841189/Rettet-ihn-vor-seinen-Fans.html](http://www.welt.de/die-welt/kultur/article9841189/Rettet-ihn-vor-seinen-Fans.html) (Zugriff am 8.7.2013).
- WILKOMIRSKI, BINJAMIN: Bruchstücke. Aus einer Kindheit 1939–1948, Frankfurt am Main 1995.